



MARCHIVUM

MANNHEIMS ARCHIV
HAUS DER STADTGESCHICHTE
UND ERINNERUNG



MARCHIVUM Druckschriften digital

Neue Mannheimer Zeitung. 1924-1943 153 (1942)

182 (6.7.1942)

[urn:nbn:de:bsz:mh40-364332](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-364332)

Stukas schlagen den Panzern eine Bresche

Ein Bild von unserer neuen großen Ostoffensive - Bunkerlinien im mittleren Abschnitt werden zertrümmert

NDZ, Berlin, 6. Juli (PK).

Jetzt also können wir wieder zum Angriff an- und die Welt wird weiter von uns hören, hier bei uns im Osten von den Fliegern und von den Panzern! Ein Freund einer Kinnel bei uns in dem Flugzeug ein Lied an. Wir sind wieder einmal besser Stimmung, und in diesem Geist denken wir das anzugreifen, was sich eben da als grauschwarze Zehnhüte aus dem Frühlings- und der Sommerwägen der im Osten aufgehenden Sonne abhebt: Die vorwärts drängende Front des Feindes, durch mehrere Kilometer Kleinfeld und der eigenen Hauptkampflinie getrennt. In der Nähe sind zahlreiche Ortlichkeiten mit unangenehmlichen Namen vermerkt. Sie liegen unmittelbar der abgedeckten Straße von Kienwaldungen und wir sind hier ausdehnenden Kampfgebieten verstreut.

„Frontüberlauf“, meldet der Panzer. Es ist zwischen drei und vier Uhr morgens, als unter den Leuchtkegeln aufsteigen. Sie haben uns gesehen: „Deutsche“ heißt für die Panzerfahrer der Anblick des über ihnen fliegenden Kampfgeschwaders. „Deutsche“ heißt für uns und der Anblick der Leuchtkegel. In den Wäldern unter uns sind die eigenen Panzer. Ein unbeschreibliches Gefühl ergreift in diesem Augenblick. Wir sind uns, denn in dem Feld vorgelagerten Ortlichkeiten liegen die hochgeschützten Panzer, nichts abgesehen von diesen Stunden, von dem Angriff, dem Flieger und Panzer gemeinsam zur Entlastung bringen.

Ortschaft an Ortschaft, eine hart befestigte Verteidigungslinie. Deutlich erkennen wir nun die verschiedenen für den Volkswillen charakteristischen Verteidigungslinien, das Grabenlinien, Tauffallen und Trichtergräben. Ein Bombenwurf entläßt sich über den Panzer und unterwirft da unten, das die Wirkung entsetzlich für den Feind sein muß. Raubzüge haben sich über allen Ortschaften, Klammern schlagen aus Panzergräben, die sich zu einer Feuerbrunn ausbreiten. Detonationen in den Verteidigungslinien, Explosionen in den Bunkern, die mit Mann und Munition in die Luft fliegen. Und kein einziger Abschuß erfolgt. Kein bühnenmäßiger Jäger führt den Mann oder greift an. Dafür aber erleben wir das heraufstehende Schauspiel eines großangelegten deutschen Luftangriffes. Die zwischen unseren Flugzeugen hindurchgehenden Messerschmidt-Jäger bedecken hier den Himmel.

Das Geschwader dreht ab. Am gleichen Augenblick sehen wir unter uns das Aufblitzen schwerer Geschütze. Luftkanäle werden erneut hoch, die Ver-

weissung des Feindes für die eigene Kritik be- deuten. Im selben Augenblick brechen aus den von uns besetzten Wäldern die Panzer hervor und leben mit der nachfolgenden Infanterie zum Sturm auf die durch unsere Bomben zertrümmerte Bunkerlinie des Feindes an. Es gibt keinen Zweifel mehr, das Leben wird aus unseren Flugzeugen aus deutlich: Die Volkswillen hier werden vernichtet!

Diese Ausnahme beginnt für uns wenige Stunden später schon greifbare Gestalt anzunehmen, als wir ein zweites Mal an diesem Morgen mit unserem Geschwader im Angriff sind. Ortlichkeiten, die Stunden vorher noch in hellen Klammern standen, Bunker- linien, die Stunden vorher noch vom Feinde besetzt waren, sind vernichtet. Alles was jetzt dem zweiten Antritt unter unseren Traktoren sichtbar wird, läßt sich mit den Bildern des frühen Morgens nicht mehr vergleichen. Hier haben unsere schweren Bom-

barbeit geleistet. Alles ist zertrümmert, was in ihren Bereich kam. An einer Stelle aber leistet der Feind erbitterten Widerstand. Welche Front empfindet uns, als wir über die Bunkerlinie erneut zum Angriff starten. Auf Feldern und Wäldern ist ein Ge- fecht zwischen unseren und feindlichen Panzern im Gange. Wieder um andere treffen wir auf stehende Bunkerlinien. Sie alle eilen, ihre Transportkolonnen verlassend, um das eigene Leben zu retten. Sie trifft der Feuerstrahl unserer Bomben. Es darf auch in dieser bedeutenden Schlacht für den Ge- fecht sein Entzweien ebnen! Schon sind auf der Feind- seite Mann und Rohr und Böden in heillosem Durcheinander getroffen. — Noch aber ist dieser heutige Tag nicht über uns hinweggezogen, an dem wir den Panzern eine Bresche schlagen. Der mittlere Ab- schnitt der Front ist angetreten, und unser Ge- schwader ist mit dabei!

(Kriegsbericht Rudolf Bertmann.)

Die Lage

Traktbericht unserer Berliner Schriftleitung

— Berlin, 6. Juli.

Unter dem Eindruck der letzten Erfolge der Achsenmächte schreibt der Londoner „Observer“: „Der Kampf geht jetzt um Leben oder Sterben. Wir haben keine Zeit mehr zu neuen Unterhandlungs- versuchen und keine Zeit mehr zu neuen Produktions- programmen. Der Geist des Feindes geht seinen Weg das britische Reiches und nicht mehr aus- sehen die Lebenskraft der Sowjets.“

Das ist der Höhepunkt britischen Pessimismus, der alles an dunklen Voraussagen in den Schatten stellt, die in den letzten beiden Wochen durch die britische Presse angesprochen sind.

Auch in den neuen deutschen Wehrmachtberichten liegt wieder ein Siegesglocke und ein Siegesglocke, wie sie niemals ein feindlicher Wehrmachtbericht im ganzen Krieg angedeutet hat. Im deutschen Wehr- machtsbericht werden immer neue Durchbrüche durch die sonstigen Stellungen gemeldet, wird berichtet, daß in breiter Front der Don erreicht ist, daß immer neue sonstige Panzerverbände vernichtet werden, daß die Artilleriekämpfe am Leningrad und seine strategische Industrie übergriffen. Es sind alles Hoffnungen, die das große Volk polen, das der Führer für diesen Sommer der Front gestellt hat.

Dem gleichen Ziel strebt die immer neue Verfeinerung der Geleitlinie im hohen Norden zu. Das „Stock- holdm Double“ führt am Samstag von einem diplomatischen Mitarbeiter, das Moskauer größte Organ der Fahlgänge der Luftfahrt an Kriegs- material geht. Seit Anfang Mai ist nicht ein Drittel der Transporte der beiden Wehrmächte für die Sowjets in Murmansk angekommen und der Verlust an Material an den Fronten übergriffe längt die noch möglichen Reaktionen; das geht auch für die eigene sowjetische Produktion.

In Nordafrika und im Mittelmeer weiter sich zueinander der Aktionsradius der Achsen- machte. Jetzt wird in dem deutschen Wehrmachts- bericht auch der Südpazifik genannt. Der von der deutschen Luftwaffe erzielte mit Bomben besetzte britische Stützpunkt El Kantara liegt bereits 400 km östlich von Alexandria auf der jenseitigen Seite des Südpazifiks. Für England enthält diese Meldung einen Alarmruf, denn in der letzten Unter- handlung hatte Churchill ausdrücklich betont, man werde Ägypten und den Südpazifik erziehen gegen alle Angriffe verteidigen. Schnell ist den Churchill- schen Worten die Tat der Achsenmächte gefolgt. Auch der Südpazifik ist bereits Militärkampfbild der Achsenmächte und niemand weiß, was noch kommen wird.

Die „Times“ befaßt sich in einem Artikel mit der Kriegslage in Nordafrika. Rommel führte vorwärts und alles hängt von der Frage ab, ob genügend Er- loß an Transjordanien und Palästina herangebracht werden könnte. Das Blatt schreibt, konstantine Ägypten Englands seien sehr bedrückt. Der Verlust Alexandriens und die Gefährdung des Südpazifiks würde im vorerzählten Raum und im Mittelmeer völlig veränderte Situation schaffen, und daran habe man bis vor wenigen Tagen nicht einmal gedacht.

„Daily Mail“ bleibt mit ihrem Pessimismus nicht hinter den „Times“ zurück. Das Blatt schreibt von einer zunehmenden Unruhe in Ägypten und Alexan- drien, die bereits nach Kairo und nach Palästina übergriffe. Der Ernst der Lage und die Gefahr für die Nachstellungen Englands im Mittleren Orient fordere schnelle Entschlüsse und schnelle militärische Aktionen.

Der „Observer“ „Diario“ meldet aus Kapstadt: Immer tiefergehend wird die Rückwirkung der Er- eignisse in Nordafrika, vor allem in Ägypten, in der Südafrikanischen Union. Alle Meldungen über das Fortschreiten der kampfgerichteten Ereignisse werden mit einer gewissen Heberhaften Spannung ver- folgt. Die Presse ist zum auszusprechen über die deutschen und der italienischen Wehrmacht über- gegangen, während vor den Augen Rommels diese Selbstverständlichkeit der südafrikanischen Presse unbekannt war. Der Nationalintendant Alan sprach in Pretoria, in Kapstadt und Johannesburg in den letzten Tagen vor Journalisten von, Jähzorn über die Kriegslage, infolge der sehr strengen Ver- fahrungsmaßnahmen konnten die Zeitungen nur mit- teilen, daß Italien die Unabhängigkeit und Selbst- ständigkeit der Südafrikaner forderte, ferner Neu- wahlen und die Jurisdiktion der südafrikanischen Truppen, soweit sie noch vorhanden sind, in die Hei- mat. Die Unabhängigkeitserklärung der Achsen- mächte an Ägypten geht wie eine Woge durch alle Erdstrichen der letzten Tage in Südafrika.

Hauptquartier und Korrespondenz für Politik:
Dr. Hans Mischke.
Herausgeber, Drucker und Verleger: Hans Mischke'sche Verlagsgesellschaft
Dr. Otto Hildebrandt & Co., Mannheim, Nr. 1, 44.
Der Zeitungsvertrieb: Nr. 13 61111

Amerikanische Kritik an Churchill

Er soll das Verteidigungsministerium niederlegen! / Das Oberkommando den USA-Generälen!

EP Washington, 7. Juli.

In den Vereinigten Staaten werden die Häupter der britischen Wehrmacht nach den letzten Er- eignissen Churchill's von der Überlegenheit des britischen Kriegsmaterials sowie der Kampfkraft der britischen Truppen bei Beginn der Kämpfe in Ägypten, die zu der britischen Niederlage führten, sehr hart angegriffen. Bericht der New Yorker Korrespondent des „Londoner News Chronicle“: In den USA würden sogar, wie der Korrespondent weiter meldet, Stimmen laut, die die Übertragung der Verantwortung für kommende Kampfhandlungen auf USA-Generäle forderten.

Ein großer Teil der USA-Presse fordert unge- achtet der neuen militärischen Meldungen aus

Ägypten, den sofortigen Rücktritt Churchills von seinem Posten als Verteidigungsminister.

Obwohl in den Vereinigten Staaten immer wieder darauf hingewiesen werde, daß im Augenblick eine Kritik an Großbritannien nicht wünschenswert sei, hört man oft scharfe Kritik an der britischen Kriegs- führung. Besonders wurde, so berichtet der New- Yorker Korrespondent der „Daily Mail“, die Unfähigkeit der britischen Wehrmacht sehr scharf ge- fordert. Wenn die Briten, so heißt es abschneidend, nicht sofort nachhaken, dann besteht die Gefahr, daß sie ihr Empire verlieren würden.

Wie kamen die „MAS“ ins Schwarze Meer?

Italienische Schnellboote werden auf Lastkraftwagen über die Alpen transportiert

Traktbericht unserer Korrespondenten

— Rom, 6. Juli.

Der militärische Mitarbeiter des „Giornale d'Italia“ schildert, wie die italienischen Schnellboote von Italien aus in das Schwarze Meer gelangten. Es mußte die ganze Distanz und die Balkan-Dalbinnen durchquert werden. Ein italienisches Schnellboot, ein „MAS“ also, hat eine Länge von 18 Meter und ist fast fünf Meter breit. Es kann also nicht mit der Eisenbahn befördert werden. Man mußte diese MAS in Lastkraftwagen auf den Landstrassen trans- portieren. In diesem Zweck diente man ein be- sonderes dreiwädriges Gefährt, das jedem „MAS“ als Plattform dienen mußte. Zwei große Vorkant- so- jen dieses einarmigen Aufwärters, die Gefährten hinauf, während deranwärters einer der beiden Lastkraftwagen hinten als Bremse dienen mußte. In einem Monat sollten diese Schnellboote am Schwar-

zen Meer eintreffen. Ende März machten sich die MAS auf die Reise. Im Gebirge war es wegen der vereisten Schneefelder besonders schwierig vor- wärtszukommen. Manchmal mußten Gellisse, Wie- del und Balken von Büffeln am Wege rasch abge- brochen werden, um der MAS Raum zu schaffen. Unangenehm aller Schwierigkeiten, gelangte die Pa- ramane in kaum vier Tagen über die 700 Kilometer lange Strecke bis zur Donau, wo die Lastkraft auf dem Wasser ihren Anfang nahm, allerdings zuerst auf großen Pontons, die von Schleppern gezogen wurden. Mit den gleichen Mitteln wurden Zerpe- dos, Schrauben, Maschinenaggregate, Munition, Pan- zen und dazugehörige Gefährt. Von dort an konnten dann die MAS mit eigener Kraft ihre Reise zu Ende führen. Eine Woche nach ihrer Abreise aus Italien erreichten diese italienischen Schnellboote bereits ihrer Fahrt auf der Dalbinfel Front ent- gegen.

weise der Sowjets Kriegs- und Schlachtenverlauf be- stimmt, verteil hier das Kampfabzeichen, fast noch imponierender in seiner Äußerlichkeit, Unmittelbarkeit und Schnelligkeit wirkt hier der deutsche Sieg. In einer an Aufsichtsbildern und Gefährtenmomenten nicht armen Zeitungsseite von einem Monat hat hier Rom- mel seine ewigen Geistes, deren Überlegenheit an Menschen und Ausrichtung eben Churchill selbst bezeichnet hat, aus Lippen herausgetrieben, sie zum Teil vernichtet und den Rest nach Kämpfen verfolgt. Der Goethe, Tobruk, Maria Matruh — zu jedem einzelnen dieser Namen hängt die dankbare Bewun- derung der deutschen und das stolze Staunen der neuen Ägypten Welt!

Zeitlich ist in Nordafrika der Kampf ebenwommt zu Ende, wie er im Osten bereits abgeschlossen ist. Ausdrücklich, der Kampf ebenwommt in die Hände gerückt hat, wie er ihn vor einem halben Jahr bei der letzten Rommel-Offensive mitten auf dem Schlachtfeld zum Raschlocher Cannibals erannt hatte, weiß, was er seinem Feind und den Protek- torkolonnen, die ihn aus allen Teilen des Empires überlieferten, kündigt ist. Er hat selbst um den Preis seiner Überlegenheit der ewigen Kriegerstellungen im Nahen Osten den Verbänden der dort stehenden 9. Armee abgeben, was nur irrendwie an Bekämpfung herausgefunden war, herausgeholt und sie in rück- sichtslos Einleit in die nun seit Tagen wütende Schlacht um Alexandria anwesend. Entsgegen dem Rat militärischer Sachverständiger, die entscheidende Schlacht erst im Mittelmeer zu schlagen, hat er alles auf eine Karte gesetzt: gewinnt er die Schlacht vor Alexandria, dann kann er — vorläufig — Ägypten für England retten; verliert er sie, dann verliert er auch die Mittelmeer- und die Kräfte, eine zweite in Ägypten. Bezeichnend, daß die Engländer mit einer Erbitterung kämpfen, die nicht nur aus dem Be- dürfnis entspringt, den Eindruck ihrer schwachen Kapitalisation von Tobruk wieder anzumachen, die aus dem Wissen kommt, daß es hier vor Alexandria um alles, um das Leben selber geht.

In diesen Fronten auf den Kontinenten kommt, kommt Deutschland Träger dieses Krieges, seiner Seiten und seiner kämpferischen Ehren ist, als dritte noch die Front an der Meeres. Es gibt nicht wenige Engländer, und sie sind die ewigen unter ihren Landsleuten, die behaupten, daß diese Front die wichtigste sei: verliere England an dieser Front, dann sei der Krieg für England endgültig verloren, England ist übertrou und dran, die Schlacht auf den Meeren zu verlieren. 880 000 TMR sind im Juni wiederum von unseren Untersee- booten und unteren Fliegern auf den Grund des Meeres geschickt worden. Das sind um 200 000 TMR mehr als die von Washington verkündeten — und damit noch lange nicht wachsenden angeführten Refor- managen der amerikanischen Wehrmacht! Vor dieser Wirklichkeit der Atlantikfront verfallen alle Fä- higkeiten unserer Segner.

Wohin sie auch schauen mögen — überall müssen sie sehen, wie ihnen der Sieg davonläuft. Sie ver- suchen ihn noch einzufangen, sie wehren sich noch mit letzter Kraft gegen ihre Niederlagen, sie haben gewiß auch noch gewisse Reserven um einen Widerstand auch dann noch fortzusetzen, wenn die Gewichte ihn schon sinnlos gemacht hat; aber sie werden das Maß, das im Moment ist, nicht mehr aushalten. Dieses Maß, das im Augenblick der Schlachten über die Erde und durch die Geschichte steht, heißt: deutsche Offen- sive an allen Fronten! Und es wird nicht mehr lange dauern, so wird man sagen können: deutscher Sieg an allen Fronten!

Dr. A. W.

So ist's richtig!

Romantische Soldaten, die Klaska löhnen lassen, sollen toll sein!

Traktbericht unserer Korrespondenten

— Stockholm, 3. Juli.

Ein tolles Beispiel von Antisemitismus berichtet jetzt die „Welt“, „Philadelphia Inquirer“. Danach verweigerten Soldaten der USA an der Grenze von Alaska kanadischen Truppen, die nach der Bombardierung von Dutch Harbour durch die Japaner nach Alaska transportiert wurden, den Übertritt über die Grenze, es sei denn, daß sie Zoll für ihre Waffen und ihre Ähris Kasträ- tura bezahlten. Die kanadischen Truppen konnten dann erst durch eine Intervention des Staatssekretärs nach Alaska übergeführt werden, der das Gewissen der Soldaten dadurch beschwichtigte, daß er die kanadischen Truppen unter der allmählichen Besichtigung „herausragende Belohnung“ flau- rierten ließ.

Flucht in die Verdammnis

Roman von ERIKA LEFFLER

37

Der Arzt stellt sich an den Kopf und starrt über das Blut hinweg auf die Wand. Ist sie nun vollends wahnsinnig geworden? ... Sie kann ihn doch gar nicht ... la, wie denn? ... Er muß weitersehen.

„Sie werden es mit nicht glauben“, schreibt Anag Krüm in großen schwarzen Schriftzügen, autemund wird mir glauben, denn keiner hat es gesehen, und keiner stellt man sich anders vor als ich allen, die mich zu kennen meinen, erstens. Aber es ist wahr, und eine lange Geschichte.

Als ich Gabriel kennenlernte, war ich achtzehn Jahre alt und als Ainderwärdchen bei einer Freundin seiner Mutter anwesend. Keine Eltern hatten mich zwar das Vacuum des Lebens lassen, aber sie hatten durch einen Unfall, der sich an meinem lieb- sten Geburtstag ereignete.

Wir hatten einen Ausflug gemacht, der in einer Taverne bei seiner Ahrnuna hängen sollte. Es war schon dunkel und an einer besonders engen Stelle der Döbel hing unter Dampf so hart auf einen anderen, daß beide unterliefen. Es befanden sich noch vier Personen an dem Wasser, so daß fast alle Passagiere arretiert werden konnten. Nur vier fanden den Tod, aber für mich und in dieser Stunde die Welt der Geborgenheit unter, denn zwei davon waren meine Eltern.

Ich sollte nicht viel aeltern und stand vor dem Nichts! Da kam ich in das Haus seiner Döme, bei der ich Gabriel und seine Mutter zum erstenmal sah. Er war damals nicht so, wie Sie ihn kennenlernten. Eines Tages hieß es: „Gabriel kommen zum Tee“, und so mich die Hausfrau sehr gut behandelte, erfuhr ich, daß Gabriel überredete Vater seien, die sehr schönen zwei Ahrnen leben, obwohl sie ein wunder- volles Haus mit Park besäßen, aber sie wollten eben wirklich nicht mehr, was sie mit ihrem vielen Geld anfangen sollten.

Ich hatte zwar selbstverständlich angenommen, daß es sich um ein Ehepaar handelte, und war höchst erstaunt, um Rodmittags einer majestätisch wirken- den, arabaarischen Dame vorzutreten zu werden, neben der ein schlanker junger Mann stand, der mich an- starrte, bis ich vor Verlegenheit nicht mehr wußte, wohin.

Er hatte angenehme, nur etwas weiche Züge. Seine Augen waren etwas unklar, doch achsel mir sein feinschnittener Mund, dessen Lippen wie die eines Mädchens lächeln konnten: Ein wenig schon, wenn er die Mutter ansah und dann wieder so, wie wenn sie viel jünger Diene zu ihnen wüßten, die jedoch an abenteuerlichen Wägen, um auszufliegen werden zu können.

Als wir Tee getrunken hatten, lehrte ich mich auf Wunsch meiner Dienherren an den Tisch und so weiter. Die beiden Damen hatten auf einem Tisch Platz angenommen, während Gabriel neben mir stand, um die Notizenblätter zu wenden.

Es schien, als sei er zu schwärzen, sich an meiner Seite niederzusetzen, und diese offensivere Handlun- gen übte mich ein wenig. Immer, wenn ich ihn wiederah, was in der darauffolgenden Zeit häufig der Fall war, bemühte ich mich, ihn möglichst nicht in Verlegenheit zu bringen, aber das war nicht leicht, denn jeder, der sich im gleichen Raum mit uns be- fand, mußte leben, daß er in mich verliebt war.

Ich selbst fand ihm ziemlich gleichgültig ange- sichts. Waschen davon, daß es mir selbstveränd- lich schien, ihm mit Liebenswürdigkeit zu bezeugen, war ich mir der allerschlimmsten Klugheit, die uns trennte, bewußt. Aus einem Rollen wäre ich lie- ber abgewandert, wenn ich gewußt, denn ich hatte für meine Stellung zu fürchten, aber wenn er so behin- dete, und mich mit anderen Mäden betrach- tete, hätte ich ein gewisses Mitleid mit ihm. Ich wußte nicht, woher es kam, noch wußte es beargü- helte; von anhen ersehen war er gewiß eher zu be- neiden als bedauernswert, und doch ergriff er mir so.

Die alte Frau Gabriel tat, als ergriffe sie nichts, aber ich wußte, daß sie genau unterrichtet war. Wom- mal war sie überredend freundlich zu mir und so mich dauernd im Gedächtnis, dann aber kamen Tage, wo sie sich drüben Wände aus, mich auf alle erden- liche Arten zu demütigen.

Zwischen der Dame des Hauses und mir wurde

die Angelegenheit nie erörtert. Sie behandelte mich immer gleichgültig an, so fast lieblos, so daß ich an öhnen begann, daß sie gerecht genug war, um mich für das ungenügende Verhalten nicht ver- antwortlich zu machen. Ich wurde innerlich ruhiger, denn eine plötzliche Entlassung, die mir schon mög- lich schien, würde wohl kaum, aber gerade, als meine diesbezüglichen Sorgen verfliegen waren, kam etwas aus Unangenehmes.

Eines Nachmittags ließ die alte Frau Gabriel, als ich ihr eine frisch gekochte Teezeit reichen wollte, während ihrer Gesprächs mit der Hausfrau, daß von lebhaften Worten begleitet war, so bestia gegen mei- nen Arm, daß die Tasse mir aus der Hand glanzen, ihren heißen Inhalt über das Kleid der Mutter mei- nes Anbeters verbrühte.

Ich war vor Schreck ganz blass, denn es schien mir, wie wenn der Tisch nicht ohne Klugheit ausgefüllt worden wäre, aber ich kam nicht einmal dazu, eine Entschuldigung hervorzuholen. Die alte Dame sprang auf und begann sofort, mich derart ausfallend zu beschimpfen, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Es fielen Ausdrücke, die ich teilweise gar nicht kannte, von einer Wirtin ordinarischer Art un- geheuer.

Die Hausfrau ariß ein und bemühte sich um Frau Gabriel, die behauptete, ihre Oberlippen seien ver- brüht, wofür sie auf der Stelle den Beweis antreten wollte, indem sie den Kopf ihres Kleides in die Höhe hob, obwohl ihr Sohn neben ihr stand.

Auf einen heimlichen Wink meiner Dienherren hin ams ich rasch aus dem Zimmer. Mir war un- heimlich zumute, denn ich fühlte mich unangenehm be- drückt und durfte nicht einmal wagen, mich zur Türe zu begeben, weshalb ich mich in den hinteren Winkel des Gartens verflücht und auf einer Bank sitzend, halbtot zu meinen begann. Es dauerte jedoch nicht lange, da trat sie eine Hand auf meine Schulter. Ich blinnte auf — und sah in Gabels Gesicht.

Aus seinen Augen, die mich mit rührender Er- gebendheit betrachteten, fielen langsam zwei Tränen, während er mit vor Erregung bebender Stimme sagte: „Weinen Sie nicht, Kräulein Anag! Ich werde Sie heiraten.“

Der Augenblick schien mir trotz meines Nummers ein wenig lächerlich, aber diese Ansicht schwand vor der Tatsache, daß jemand mit mir lächelte, dahin.

Er hatte mir Güte erweisen wollen, also konnte ich nicht anders, als erwidern: „Sie wissen doch, daß Ihre Frau Mutter das niemals zu- geben würde, Herr Gabriel?“

„Er sollte mich nicht auf die Bank und nahm meine Hand. Es geht alles, was man wirklich will“, erklärte er mit lächelnder Bestimmtheit. In seine Augen kam ein beunruhigendes Glänzen. „Reint Mutter weiß längst, daß ich Sie liebe, und wenn Sie mich nicht abweisen, sehe ich es durch, daß Sie meine Frau werden. Ich sehe alles durch, was ich will.“

„Ich hatte wie gewohnt in sein Gesicht, daß ich zu suchen begann, und sagte mich aufrichtig zu sprechen.“

„Weinen Sie mich nicht an!“ schloß er, unver- mittelt vor mir auf die Knie fallend.

„Meine Mutter, Sie haben es ja selbst gesehen, sie ist herrlich schön, und ich bin so unglücklich! Ich habe keinen Menschen, der auf sie mit mir, keinen Menschen!“

Unter diesen Worten spaltete sich mein Wesen in zwei Teile, deren einer sich irgendwie anwandert fühlte, während der andere von jenem Mitleid das ich immer für Gabriel empfunden hatte, überwonnener wurde. Und ich denke mir, dieses Erbarmen mit ihm muß sich in dem Augenblick, als ich mich zu ihm beugte, um seine Stirn zu küssen, mit dem Mitleid, das ich noch kurz vorher für mich selbst fordern zu können glaubte, verbunden haben, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß ich die Hoffnung in ihm erweckte?

Wir waren beide irrendwie behaunternwert; das ist ein Gefühl der Ruhe und Wärme, das mir den Gedanken, ihn zu heiraten, nicht mehr so unangenehm erscheinen ließ. Als er mich küssen wollte, ließ ich davon. Seine Hand, die sich in meinen Nacken legte, war leuchtend gewesen.

Ungefragt eine Woche verging, ohne daß sich etwas ereignete. Die Hausfrau hatte mich am Abend des vorgedachten Tages wieder zur Rede gestellt, noch erschrocken. Sie war im Gegenteil besonders süß zu mir, was mich abnahm, daß auch sie Frau Gabels Ablicht, mich ins Herz zu ziehen, um un- geblendet über mich herfallen zu können, durchgehende. Dann aber wurde ich eines Vormittags, als ich gerade damit beschäftigt war, die Wäsche der Kinder zu bügeln, durch das Hausmädchen ins Treppen- gerüst gezogen.

(Fortsetzung folgt)

